

Qualität im Kindergarten: Von A bis Z

Gerlinde Lill (Hrsg.): Von Abenteuer bis Zukunftsvisionen: Qualitätslexikon für Kindergartenprofis. 348 S., geb. DM 49,80. Luchterhand-Verlag, Berlin 1998

Kindergärten und Kindertageseinrichtungen sind in den Wettbewerb geraten. Die Zahl der Einrichtungen steigt, die der Kinder stagniert. Träger und Personal werden immer mehr ihr pädagogisches Profil offenlegen müssen, wenn sie für ihre Einrichtungen werben wollen. Und ebenso haben Eltern ein berechtigtes Interesse zu erfahren, nach welchen Maßstäben und Leitbildern ihre Kinder erzogen werden.

So hat der Qualitätsbegriff Eingang in die pädagogische Diskussion gefunden: Hand in Hand mit Forderungen wie Elternbeteiligung und dem Bedürfnis nach Transparenz. Ein Team von Mitarbeiterinnen in Berliner Kindertageseinrichtungen hat aus der kritischen Reflexion der eigenen täglichen Arbeit und dem Bedürfnis nach deren Verbesserung das vorliegende »Qualitätslexikon für Kindergartenprofis« verfaßt: alles andere als ein herkömmliches Wörterbuch. In mehr als 200 Stichworten (Begriffe von Abenteuer über Betriebsklima, Kompromisse, Phantasie, Spielzeug oder Wochenplan bis zu Zukunftsvision) haben sie das pädagogische Arbeitsfeld von Erzieherinnen beschrieben und sich darüber verständigt, was die Qualität der Erziehung ausmacht: »Alle Qualitätsstichworte in dieser Sammlung benennen prinzipielle Überlegungen und

beschreiben außerdem zumeist konkrete Beispiele aus dem Alltag von Kindertagesstätten, an denen die Anwendung dieser Prinzipien deutlich wird. Häufig wird auch beschrieben, wie es nicht sein soll ...«

In dieser Hinsicht ist eine subjektive Zusammenstellung, ein alphabetisches Diskussionsprotokoll entstanden, das zur Auseinandersetzung, zum Widerspruch und zur Selbstklärung auffordern will.

Insbesondere für Waldorf-Erzieherinnen sind in dieser Auswahl von A bis Z nicht ausreichend diejenigen Maßstäbe beschrieben, an denen sie ihre Arbeit ausrichten. Dennoch ist dieses Buch auch für sie durchaus anregend. Zur Notwendigkeit, die eigene Arbeit für Eltern, Kollegen und die Öffentlichkeit transparent zu machen, kommt für Waldorf-Erzieherinnen eine besondere Anforderung hinzu: Zwar gründet die Waldorf-Pädagogik auf einer allgemeingültigen Menschenerkenntnis und entwickelt daraus ihr pädagogisches Selbstverständnis; damit ist sie nicht dem jeweiligen Zeitgeist unterworfen. Dennoch muß überprüft werden, ob ihre konkrete methodisch-didaktische Umsetzung den jeweiligen aktuellen Zeiterfordernissen standhält oder zu ihnen neu in Beziehung gesetzt werden muß, damit die geistige und pädagogisch-schöpferische Innovationskraft dieser Pädagogik in Erscheinung treten kann. Dies erfordert, daß sich auch Waldorf-Pädagogen in der Diskussion Rechenschaft ablegen über ihre Arbeit – ebenso wie die Pädagogen der Berliner Kindertagesstätten.

In ihren Vorbemerkungen hat die wissenschaftliche Mitarbeiterin Gerlinde Lill

zusammengefaßt, warum alle Erzieher (auch Eltern) sich einem solchen Diskussionsprozeß unterziehen sollten: weil damit und in diesem Reflexionsprozeß schon ein Mehr an Qualität entsteht, das unmittelbar den Kindern zugute kommt, sich aber auch auf die Professionalisierung der Erzieherinnen auswirkt. *Susanne Pühler*

Lernen durch Musik

Josef Scheidegger / Hubert Eiholzer (Hrsg.): Persönlichkeitsentfaltung durch Musikerziehung. 295 S., brosch. DM 30,-. Nepomuk Musikedition, Aarau/Schweiz 1997

Vor einem Jahr hat Stephan Ronner in dieser Zeitschrift über den Luzerner Kongreß »Persönlichkeitsentfaltung durch Musikerziehung« berichtet. Inzwischen sind nun die Vorträge und Diskussionsbeiträge dieses Kongresses auch in Buchform zugänglich. Es handelt sich um eine Publikation, deren Wert für die Begründung der ausgedehnten musikalischen Übungen im Waldorflehrplan gegenüber der Elternschaft und der Öffentlichkeit gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Einleitend gibt Dr. Maria Spychiger vom Pädagogischen Institut der Universität Freiburg (Schweiz) einen Überblick über den Verlauf des Kongresses, wobei sie auf eine Reihe wichtiger Veröffentlichungen zur außermusikalischen Wirkung von Musikunterricht hinweist. Es folgen einige Referate über die Entwicklung der kindlichen Musikalität. Hellmuth Petsche, Professor für Neurophysiologie an der Universität Wien, berichtet über den Stand der Forschung über die neurologischen Grundlagen der Musikalität. Von zentraler Bedeutung sind die Referate von Ernst Waldemar Weber über

»Schulversuche mit erweitertem Musikunterricht in der Schweiz« und Hans Günther Bastian, dem Direktor des Instituts für Begabungsforschung und Begabtenförderung an der Universität Paderborn, über seine Langzeitstudie an Berliner Grundschulen zum Einfluß intensiver Musikerziehung auf die Entwicklung von Kindern. Aus dem Schweizer Versuch, an dem in zehn Kantonen 50 Volksschulklassen beteiligt waren, geht hervor, daß die Erhöhung der Stundenzahlen im Fach Musik von zwei auf fünf Lektionen wöchentlich keinerlei Leistungsrückgang in den entsprechend reduzierten Hauptfächern zur Folge hatte, daß nicht nur eine positivere Einstellung zur Musik erreicht werden konnte, sondern vor allem auch eine Förderung der Konzentrationsfähigkeit, des Gedächtnisses und der sprachlichen und allgemeinen Ausdrucksfähigkeit auch außerhalb des Musikunterrichts. Das Berliner Forschungsprojekt ist noch nicht abgeschlossen. Die Zwischenergebnisse deuten jedoch auf eine allgemeine Förderung der Intelligenzfähigkeiten, eine Stärkung der emotionalen Sensibilität und vor allem eine Förderung der Sozialkompetenz: Kontaktbereitschaft und -freude werden gefördert, das Gefühl wechselseitiger Verantwortung wird unterstützt. In den musikbetonten Schulen gibt es weniger häufig völlig ausgegrenzte Schüler.

Nach dem Bericht von Weber sind die Ergebnisse der Schweizer Schulversuche weltweit auf ein großes Echo gestoßen, das immer noch anhält. In der Schweiz zeichnen sich auch schon erste Wirkungen auf entsprechende Reformen in der Lehrerbildung ab: Das 1995 beschlossene Lehrerbildungsgesetz des Kantons Bern verlangt, daß in die Lehrerausbildung für die Stufen Kindergarten und Primarschule (bis 6. Schuljahr) nur Kandidatinnen und

Kandidaten aufgenommen werden, die über »Fähigkeiten, Kenntnisse und Fertigkeiten in Musik sowie in zeichnerisch-bildnerischem Gestalten und Werken« verfügen. Besonders die Ausbildung der Lehrkräfte der unteren Stufen – so Weber – sei entscheidend zu verbessern.

Eine besondere Pointe bringt der kurze Bericht von Christa Bumberger-Pauska über entsprechende Schulversuche in Österreich, die schon 1973 mit dem Linzer Pilotprojekt »Tägliche Musikerziehungsstunde« begonnen haben. Dort wurden die musikalischen Aktivitäten (einschließlich Chorgesang, Musik und Bewegung, Spielmusik, Hören, Improvisieren, Blockflöte spielen) auf sechs Wochenstunden, ab Klasse 3 sogar sieben Wochenstunden ausgedehnt. Das Projekt hatte eine erstaunliche Breitenwirkung: Im Schuljahr 1996/97 gab es an 97 Standorten insgesamt mehr als 250 Volksschulklassen mit musikalischem Schwerpunkt. Die Pointe: In der Bundeshauptstadt Wien kam es erst im Schuljahr 1995/96 zu einem eigenen »Modell«, und nur zu einem solchen, das zusätzlichen Musikunterricht im Umfang von einer oder zwei Wochenstunden im Rahmen des Gesamtunterrichts durch den Klassenlehrer vorsieht, sozusagen »kostenneutral«. Die landesweite Begeisterung für den Schulversuch »von unten« drang nicht durch. Die Schulverwaltung muß sparen und kann sich nicht vorstellen, anderen Fächern etwas wegzunehmen. »Ka Geld, ka Musi«, wie die Wiener sagen. Vielleicht denkt die Wiener Schulbehörde nochmals neu nach, wenn sie den Luzerner Kongreßbericht zur Kenntnis genommen hat.

Johannes Kiersch

Geschwisterschicksale

Frank J. Sulloway: Der Rebell der Familie – Geschwisterrivalität, kreatives Denken und Geschichte. 592 S., geb. DM 59,80. Sieder Verlag, Berlin 1997

Horst Petri: Geschwister-Liebe und Rivalität. Die längste Beziehung unseres Lebens. 219 S., geb. DM 34,-. Kreuz Verlag, Zürich 1994

Karl König: Brüder und Schwestern – Geburtenfolge als Schicksal. 92 S., geb. DM 16,-. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1989

Neuerdings ist die Rolle des »Geburtsrangs« in der Geschwister-Reihe wieder ins Gespräch gekommen. Von grundverschiedenen weltanschaulichen Standpunkten wird darauf hingeblickt. Am pompösesten schiebt sich eine Studie des nordamerikanischen Darwinisten *Frank J. Sulloway* in den Vordergrund. Sulloway hat eine schier erdrückende Anzahl von Lebensläufen von Wissenschaftlern, Politikern und sonstwie biographisch gut dokumentierten geschichtlichen Persönlichkeiten untersucht. Seine Fragestellung orientiert sich vor allem an dem Gegensatz konservativ – revolutionär. Die (von ihm untersuchten oder von Historikern anhand eines vorgegebenen Rasters bewerteten) Lebensläufe werden in Beziehung gesetzt zu der sozialen Klassenzugehörigkeit, dem Temperament (nach innen und außen gekehrt) und ebenso der Geschwisterfolge. Dabei arbeitet er (gegen Karl Marx) heraus, daß die soziale Klassenzugehörigkeit keine Voraussage bietet, welche bewahrende oder umwälzende Funktion ein Mensch einnehmen wird, daß aber mit überwiegender, ja geradezu erdrückender Wahrscheinlichkeit der Geburtsrang die soziale Rolle bestimmt. Wer als ältester geboren wird, der

nimmt höchstwahrscheinlich eine konservative Haltung ein: ehrgeizig und auf den ererbten Stand bedacht. Der Nachgeborene ist eher geneigt, revolutionäre Gedanken zu entwickeln. Eltern, die selber erstgeboren sind, erziehen mit größerer Wahrscheinlichkeit autoritär, während die Spätergeborenen sich liberaler geben. Sulloway hält viel von quantifizierenden Aussagen; im Grunde fängt für ihn die Wissenschaft erst mit Galileis *Maxime* an: »messen, was meßbar ist, und meßbar machen, was es nicht ist«. So »vermißt« Sulloway Tausende von Biographien mit fast unübersehbar vielen statistischen Variablen und zeichnet damit ein sauber nachvollziehbares Bild. Der trockene angelsächsische Humor tut ein übriges, um den Lesern den Spaß an der Lektüre dieses dickleibigen Buches zu erhalten. Sulloway spricht sich zwar gelegentlich gegen einen absoluten Determinismus aus, aber im Grunde ist es für ihn klar: Angesichts der großen Zahl der gleichartigen Daten gibt es nur ein Ergebnis: Die Geburtenfolge wird zum Schicksal, und das ist damit darwinistisch erklärt. Darwin (den Sulloway so oft wie keinen anderen Menschen als wissenschaftshistorisches und biographisches Beispiel heranzieht) zeigt hier den Königsweg, denn für Sulloway dreht sich alle Persönlichkeitsbildung nur um den Kampf um eine möglichst sichere »Nische« innerhalb der Familie; jeder sucht sich gegen die Geschwister im Wettstreit um die elterliche Liebe und Förderung die jeweils beste Kampfstrategie, und die heißt für die Ältesten: Erfolg durch konservative Parteinahme – und für die Jüngeren: Gegenpositionen finden, die die Vorgänger entthronen.

Wäre da nicht die schlagende Fülle der sorgfältig aufgearbeiteten Beispiele: mir käme solch eine Erklärungsweise unglaublich einfältig vor. Das gewonnene

Material scheint mir stichhaltig. Ob es sich aber auch anders deuten läßt, als es Sulloways Darwinismus so scheinbar unausweichlich hinstellt, davon weiter unten.

Sulloway hat schon mit milder Kritik die (nur unzureichend entwickelte) Familientheorie Freuds beurteilt, indem er die Untauglichkeit des Ödipuskomplexes für die Erklärung der Geschwister-Unterschiede herausstellt. Naturgemäß bringt er Alfred Adlers »*Characteristics of the First, Second, and Third Child*« weit mehr Interesse entgegen. – Eine weit gründlichere (und humanere) Auseinandersetzung mit den gängigen psychologischen und tiefenpsychologischen Erklärungsmustern liefert der Berliner Tiefenpsychologe und Psychiater *Horst Petri*. In eingängiger Sprache schildert Petri, wie in der Psychoanalyse und Psychotherapie die Geschwisterliebe (die ja auch einem »Urvertrauen« viel eher entspricht) weithin verdrängt wird, um das Schema von einer primären Feindseligkeit und späteren »Kulturleistung« der Liebe zu retten. Das Buch erscheint mir sehr brauchbar, nicht nur in seinen Beispielen aus den Volksmärchen! Die Phasen der Geschwisterliebe und (getrennt davon in einem zweiten Teil) der Rivalität werden kundig und warmherzig dem Lebenslauf zugeordnet. Der christlich-religiöse Hintergrund Petris schimmert nur sehr verhalten durch, aber man merkt überall: Schon für eine Schilderung (nicht erst für die Bewertung) innerer Vorgänge spielt das eigene menschliche Format eine entscheidende Rolle.

Was mich bei den obengenannten Büchern überrascht hat: Es gibt einen »Klassiker« der Geschwisterforschung, der bei Sulloway nicht vorkommt (z. B. auf 45 engbedruckten Seiten mit Literaturangaben) und bei Petri nur in der Literaturliste genannt, aber nicht einbezogen wird: *Karl*

Königs kleine Studie über Brüder und Schwestern. Dieses Büchlein ist ja zuerst 1963 in New York erschienen, und in Deutschland ist es durch verschiedene Verlage verbreitet worden. König hat in genial knapper Weise m. W. als erster herausgestellt, was bei Sulloway so erdrückend quantifiziert wird: Nicht die Intelligenz oder der Erfolg ist dem Geschwister-rang zuzuordnen, wohl aber die soziale Rolle mit all ihren (z. T. mehrdeutigen) Möglichkeiten. Mit wem ich auch über Königs Buch gesprochen habe, immer wieder erklang die Äußerung: »König hat geschrieben, als hätte er meine eigene Familie im Blick gehabt!« König geht insofern über die quantifizierende Methode Sulloways hinaus, als er eine feinere qualitative Beobachtung hinzufügt: Mit dem vierten und siebten Platz in der Geschwisterfolge beginnt oft eine neue Dreierreihe. Wer Königs Geschwister-Dreischritt einmal male-risch studieren will, der sehe Philipp Otto Runge's »Hülsenbecksche Kinder« an (ist es auch wegen seiner sozialen Stimmigkeit zum populärsten Kinderbild des 19. Jahr-hunderts geworden?). Das älteste Kind schaut sorglich und konzentriert zurück auf seine jüngeren Geschwister, das zweite schwingt rebellisch die Peitsche, und das jüngste sprengt mit seiner drallen Körperlichkeit fast den Karren, in dem ihn die Äl-teren des Weges ziehen.

Der Platz, den ein Kind unter den Ge-schwistern einnimmt, gibt oft erste Hin-weise darauf, wie das Kind sich in der Welt zu behaupten hat oder ein gemachtes Nest vorfindet. Für die Pädagogik sollte dieser Gesichtspunkt nie vergessen sein. Insofern sind die hier angezeigten Bücher wichtig, am meisten das von König, weil er in seiner bildhaften Knappheit der Er-ziehungskunst am unmittelbarsten Im-pulse zu geben vermag.

Dieser Vorteil kommt aber nicht von

ungefähr. Wenn man die drei Schriften vergleicht, so tritt geradezu beispielhaft zutage, daß die Beobachtungsergebnisse bestens zueinander passen und sich sogar weitgehend decken. Jedoch die Folgerun-gen sind bei dem Psychotherapeuten, dem materialistischen Darwinisten und dem anthroposophischen Arzt völlig ver-schieden. König und Petri könnten sich noch ergänzen, weil sie sich für autonome und unverwechselbare Biographien inter-essieren. Sulloways Denkschema, das ausschließlich am Kampf ums Dasein ori-entiert ist, läßt nur den Schluß zu, daß auch in der Familie alles dem trickreichen Wettbewerb um die Daseinsnische diene. Man kann ihm, wenn man seine Gesichts-punkte allein gelten läßt, nicht einmal wi-dersprechen. Was aber, wenn man mit Kö-nig den Gedanken an eine vorgeburtliche Existenz faßt und belebt? Dann verwand-elt sich alles »zufällige Verhängnis« zu der Frage: Handelt es sich vielleicht (im Sinne des alten Kirchenvaters Origenes) um ein »erwähltes Schicksal«? Die Zahl der Menschen in Mitteleuropa, die von wiederholten Erdenleben überzeugt sind, ist inzwischen – auch unter praktizieren-den Christen *aller* Konfessionen – auf mehr als ein Drittel angewachsen, und daß ein Mensch nicht erst durch die Zeu-gung entsteht, halten noch mehr Men-schen für wahr. Sie alle könnten mit einer rein darwinistischen Theorie im Grunde nicht leben. Und der Vergleich von Sulloways Beobachtungsergebnissen mit Petri und König zeigt: Mit Fakten kann und soll man leben; deren Interpretation hängt im-mer wieder von dem Menschenbild ab, das man in seine Beobachtungen bewußt oder unbewußt hineinsteckt. In diesem Sinne stimmt Goethes Satz auch für die Erziehung: »Man sieht nur, was man vor-her weiß.«

Frank Hörtreiter

Lausche auf dein Herz

Susanne Tamaro: Geh, wohin dein Herz dich trägt. Roman. Aus dem Italienischen übersetzt von Maja Pflug. 190 S., Tb. DM 14,90. Diogenes Verlag, Zürich 1995.

Susanna Tamaro wurde 1957 in Triest (Italien) geboren. Sie beschreibt sich als ein »recht stumpfes kleines Mädchen mit sehr wenig Selbstvertrauen«. Verträumt und in sich gekehrt verbrachte sie die Schulzeit. So schrieb sie in einem Schulaufsatz mit dem Thema »Erzähl etwas Schönes« lediglich: »Heute scheint die Sonne«, und damit war der Aufsatz fertig. 1976 zog sie nach Rom, wurde Regisseurin und drehte mehrere naturwissenschaftliche Filme für das Fernsehen. Mit 25 Jahren wußte sie: »... daß ich nur eins tun konnte, nämlich schreiben.« Als sie kurze Zeit später schwer erkrankte, prophezeiten ihr die Ärzte nur noch eine kurze Lebenszeit. Sie überlebte, doch waren die nächsten zehn Jahre von Krankheit und erheblichen finanziellen Schwierigkeiten gekennzeichnet. Den Selbstfindungsprozeß in dieser Zeit hat sie später in dem Buch »anima mundi« (Rezension in der »Erziehungskunst« 12/97) verarbeitet. Kein Verlag wollte ihr erstes Buch »Love« annehmen. Als es schließlich gedruckt vorlag, wurde es von der Literaturkritik nicht beachtet. Federico Fellini, damals einer der wichtigsten italienischen Filmregisseure, bekam es in die Hand, war begeistert und beschwerte sich bei den ihm bekannten Literaten, daß sie dieses Talent unentdeckt ließen. Literaturpreise folgten. Fellini schrieb später über sie: »... ein faszinierendes, unschuldiges Geschöpf, das es vermocht hat, mich zu rühren, ohne mich zu beschämen.« Ihr bekanntestes Buch »Geh, wohin dein Herz dich trägt« wurde zum Weltbestseller (Gesamtauflage 5 Mio. Ex-

emplare), erfolgreicher als Umberto Eco's »Der Name der Rose«. Auf die Frage des SPIEGELS: »Sie wissen offenbar, was die Menschen lesen wollen«, sagte sie: »Das gehört zum Talent.« – »Was wollen die Menschen lesen?« – »Bücher, die zum Denken anregen. Übrigens beschäftige ich mich beim Schreiben nicht mit der Frage, wieviele Leser ich erreichen kann. Schreiben ist ein innerer Weg. ... ich schreibe erst wieder, wenn ich auf diesem inneren Weg eine weitere Stufe erklommen habe.« –

Was soll man seinen Kindern als Lehrer oder Eltern auf die Reise durchs Leben mitgeben? »Phantasiefähigkeit und den Mut zur Wahrhaftigkeit« könnte man sagen, wenn man die 190 Seiten von S. Tamaros Roman gelesen hat.

Es ist die Geschichte einer fast achtzigjährigen Frau, die zurückgezogen in ihrem Haus mit Garten lebt und ihrer bereits erwachsenen Enkeltochter in einer Art Briefftagebuch ihr Leben erzählt. Krank ist sie und ahnt, daß sie die Rückkehr der Enkelin nicht mehr erleben wird. Was sie zum Schreiben veranlaßt, ist ihr Wissen, daß uns den Verstorbenen gegenüber das schmerzt, was im Leben ungesagt blieb. Bei der Enkelin will sie diesen Lebensfehler nicht wiederholen und legt deshalb schonungslos ihre Lebensbeichte ab. Äußerlich betrachtet ist es ein fast banales Leben, und auch die eingeflochtenen Lebensweisheiten, isoliert man sie vom Kontext, blieben trivial.

Ein Kunstwerk entsteht immer erst, wenn die verschiedenen Schichten – in diesem Fall einer Erzählung – so miteinander verknüpft werden, daß sie eine sich gegenseitig bedingende Form ergeben. Die schlichte Erzählweise Tamaros mag den Leser auf den ersten 30 Seiten eher langweilen, auch die Probleme, die auftauchen, können kaum fesseln. Doch das ist – und man merkt es erst, wenn einen

das Buch ergriffen hat – schriftstellerische Absicht. Wie bei einem Mensch, den man kennenlernt: Es bedarf der Zeit der langsamen Annäherung. Die Geschichte verdichtet sich zusehends, die Erzählerin bekommt durch die Schilderung ihres Alltags Konturen: Man sieht sie bald deutlich vor sich, begleitet sie, und schon ist man eingetreten in den Seelenraum, der sich in seinen Dimensionen öffnet.

Die Enkeltochter wuchs bei der Großmutter, der Erzählerin, auf. Sie berichtet von ihrer Kindheit, den veräußerlichten Verhaltensweisen ihrer Eltern, schließlich von den Zwängen in der eigenen Ehe, ihrem distanzierten Verhältnis zu ihrem Kind, der Mutter ihrer Enkeltochter. All den äußeren Geschehnissen werden jetzt im Rückblick die wahren Hintergründe zugeordnet. Es sind Schlüsselsituationen, und als solche richtig verstanden, können sie auch das Leben der Enkeltochter in einem anderen, nämlich wahren Licht erscheinen lassen und damit ihre Zukunft entscheidend beeinflussen.

Konventionen, Verleugnungen, Verlogenheiten. Wie in einem inneren Erkenntnisweg deckt die Greisin die Schwachstellen ihres Lebens auf. Hinter all dem steht, schon von den ersten Kindheitserinnerungen an, die Suche nach der eigenen Mitte, letztlich eine geistige Suche. »Du hast dich schrecklich aufgeregt, als ich dich darauf aufmerksam machte, daß Zeit verträdeln nichts Schlimmes sei. Am allerwütendsten bist du jedoch geworden, als ich zu dir sagte, das Leben sei kein Wettlauf, sondern eher wie Scheibenschießen: Nicht die Zeitersparnis zähle, sondern die Fähigkeit, eine Mitte zu finden.« (S. 24)

Die entscheidenden Lebensabschnitte werden jetzt vom Verstand begriffen und, vom Herzen durchschaut, ins Bewußtsein gehoben. Immer wieder entdeckt man in diesem kleinen Buch Stellen, die unmittel-

bar anrühren. Der Einschlag der »Ich-Erfahrung« klingt dann so: »Zu Hause im Garten meiner Kindheit gab es eine Eiche, sie war so groß, daß zwei Leute nötig waren, um ihren Stamm zu umfassen. Schon mit vier oder fünf Jahren ging ich gern zu ihr. Ich setzte mich darunter, spürte die Feuchtigkeit des Grases unter meinem Po, den kühlen Wind in den Haaren und auf dem Gesicht. Ich atmete und wußte, daß es eine höhere Ordnung der Dinge gab und daß ich, zusammen mit allem, was ich sah, in jener Ordnung enthalten war. Obwohl ich nichts von Musik verstand, sang etwas in mir ... Es war als bliese in der Gegend meines Herzens ein Blasebalg in regelmäßigem, mächtigem Rhythmus, und als erzeuge dieser Luftstrom, indem er sich im ganzen Körper und Geist ausbreitete, ein helles Licht von zweierlei Wesensart: seiner eigenen, der des Lichts, und der der Musik. Ich war glücklich, daß ich existierte, und außer diesem Glück gab es nichts mehr für mich.« (S. 61/62)

Das Schicksal wird als erfahrbare und wandelbare Kraft erlebt: »Weißt du, welchen Fehler man immer wieder macht? Den, zu glauben, das Leben sei unwandelbar, und wenn man einmal einen Weg eingeschlagen habe, müsse man ihn auch bis zum Ende gehen. Das Schicksal hat viel mehr Phantasie als wir. Gerade wenn du glaubst, du befändest dich in einer ausweglosen Situation, wenn du den Gipfel höchster Verzweiflung erreichst, verändert sich mit der Geschwindigkeit eines Windstoßes alles, dreht sich, und plötzlich lebst du unvermutet ein neues Leben.« (S. 128)

Gefragt nach der eher simplen Erzählweise, in der philosophische Erkenntnisse in einfachen Worten ausgedrückt werden, sagte S. Tamaro: »Dieses Buch ist von einem Menschen geschrieben, der sich viel mit Philosophie beschäftigt hat, der ein

zurückgezogenes Leben führt, viel Zeit mit Meditation verbringt: Daher ist alles, was leicht wirken mag, in Wahrheit die Frucht von Jahren des Schweigens, des Nachdenkens, des Studiums religiöser Texte. Wer sich in diesen Dingen auskennt, kann zwischen den Zeilen des Buches den Verlauf einer spirituellen Suche mitverfolgen, die mit Zitaten großer indischer Texte, chinesischer Texte, der Evangelien, der Bibel anklingt ...« (Interview »Börsenblatt« 5/1995). In der Tat, dies ist die eigentliche Überraschung des Buches und macht wohl auch den enormen Verkaufserfolg aus: Erkenntnisfragen werden nicht in komplizierten Exkursen abgehandelt, sondern in sprachlich schlichter Form aus der Lebenserfahrung heraus geschildert.

Daß es gleichzeitig ein Buch voll von poetischen Bildern ist, macht es zu einem Lesevergnügen.

So hoffnungslos und deprimierend das Leben der Erzählerin letztlich verläuft, so findet sie doch in der Stille der Zurückgezogenheit zu sich selbst und kann mit dem Brieftagebuch ihre Enkelin und damit den Leser ermutigen, den eigenen Lebensweg zu gehen. »Und wenn sich dann viele Wege vor dir auftun werden, und du nicht weißt, welchen du einschlagen sollst, dann überlasse es nicht dem Zufall, sondern setz dich und warte. Atme so tief und vertrauensvoll, wie du an dem Tag geatmet hast, als du auf die Welt kamst, laß dich von nichts ablenken, warte, warte noch. Lausche still und schweigend auf dein Herz. Wenn es dann zu dir spricht, steh auf und geh, wohin es dich trägt.« (S. 190)

Achim Hellmich

Talking Peace

Jimmy Carter: Frieden schaffen im Gespräch – Ein Impuls für die nächste Generation. 206 S., geb. DM 32,-. Flensburger Hefte Verlag, Flensburg 1997

Wenn Politiker Bücher schreiben, sind dies oft eher schwer verdauliche politische Traktate mit wissenschaftlichem Anstrich oder Rückblicke auf die Amtszeit mit dem Versuch einer historischen Einordnung der eigenen Person in selbstreflektorischen Erinnerungen, »Memoiren« genannt. Diese Werke erreichen kaum die jüngeren Leser.

James Earl Carter, besser bekannt unter dem volksnahen Vornamen Jimmy, amerikanischer Präsident von 1976 bis 1981, legte vor einigen Jahren ein höchst bemerkenswertes Buch vor, das nun endlich auch, dank dem Flensburger Hefte Verlag und dem Übersetzer Sebastian J. Rechenberger, in deutscher Fassung vorliegt. Rechenberger ist es gelungen, den durchaus eigenwilligen Stil des Amerikaners in geschliffenes, klares und lebendig-warmes Deutsch zu übertragen.

Rufen wir uns in Erinnerung: Der Demokrat Carter trat die Nachfolge von Richard Nixon an, der wegen der Watergate-Affäre abtreten mußte. Carters Nachfolger war der Republikaner Ronald Reagan. Zu den großen Leistungen der Carter-Administration zählen wir das Panama-Abkommen, das Camp-David-Abkommen (Friedensvertrag zwischen Israel und Ägypten) und die SALT II-Verträge mit der UdSSR sowie die innenpolitisch erfolgreiche Gründung zweier neuer Ministerien für Energie und Bildung.

Mit Recht übersetzt Rechenberger »Talking Peace« mit »Frieden schaffen im Gespräch«. Nicht nur ist Carter der Gesprächspartner für Politiker, die durch die

offizielle Politik der USA in Bedrängnis geraten sind und mit Carter als inoffiziell Partner Vereinbarungen treffen können, ohne das Gesicht zu verlieren, so geschehen in Nordkorea und Haiti; sondern Stil und Duktus seiner Sprache in diesem Buch erreichen den Leser wie in einem persönlichen Brief. Schon in der Einleitung lesen wir: »Als U-Boot-Offizier in der US-Marine und später als Präsident der Vereinigten Staaten habe ich die Grausamkeit des Krieges aus erster Hand kennengelernt. Diese Erfahrungen bestärken mich in meinem persönlichen Streben, für die Segnungen des Friedens zu arbeiten [...] Während ich dieses Buch schreibe, werden über 30 Länder der Erde von schweren Bürgerkriegen zerrissen [...] Da die amerikanischen Medien den ärmeren und weniger entwickelten Nationen Asiens, Afrikas und Südamerikas nur wenig Beachtung schenken, erfährt man von diesen Konflikten in den Abendnachrichten oder in der Zeitung mitunter nichts. [...] Als Mitmenschen ist es unsere Pflicht, zu handeln und dabei zu helfen, die Konflikte beizulegen, die das Leben der Betroffenen zerstören.« (S. 9 f.)

Carter wendet sich bevorzugt an jüngere Leser. Er möchte nicht nur, ausgehend von seinem persönlichen Einsatz für den Frieden und seinen Erfahrungen im Bemühen um friedliche Lösungen im Miteinander der Völker während seiner Amtsperiode, jeden Leser anregen, für den Frieden zu handeln, sondern er beschreibt ganz konkret, anschaulich und nachvollziehbar die Schritte, die dazu notwendig sind. Er schildert zunächst die historischen Hintergründe für Konflikte und dokumentiert seine Friedenslösung mit den einzelnen Schritten dahin. Stil und Ansprache sind besonders leichtgängig in der packenden Schilderung seiner Erlebnisse anhand von historischen Do-

kumenten, Briefen und persönlichen Stellungnahmen von Betroffenen. Carter möchte das globale Empfinden stärken, indem er in seinen Schilderungen die entlegensten Teile der Welt mit ihren Problemen ins Blickfeld rückt. Selbst ein Gedicht aus seiner Feder wird mühelos integriert. Das Kapitel »Konflikte in unserer Zeit«, durch eine Weltkarte ergänzt, veranschaulicht, wie die Welt durch interne Konflikte, Staatenbildungskämpfe und Kriege erschüttert wird. Die Reihenfolge der Themen führt den Leser anhand der Problemkreise Welternährung, Gesundheit, Umweltschutz, Menschenrechte, Demokratie, Krieg und Frieden in den Städten, Rechte der Kinder in einem Streifzug hin zu einem Entwurf einer denkbaren, ja möglichen Welt im Friedenszustand. Das meint Carter mit seiner »vision for the next generation«. Der Optimist nimmt den Leser, zumal den jungen, gewissermaßen an die Hand und führt ihn über das Studium der erfolgreichen Beilegung von Konflikten zu der Hoffnung, aufgrund persönlichen Einsatzes in der Kenntnis der Verhältnisse durch mutvolles Eingreifen die Welt verbessern zu können. Carter scheut sich nicht, dies so auszusprechen, fügt aber pragmatisch-realistisch an: »Dennoch glaube ich, das einzige wirkliche Versagen wäre, es gar nicht erst zu versuchen – das gilt sowohl für diese konkreten Beispiele als auch für friedliche Konfliktlösungen überhaupt« (S. 13). Die Möglichkeiten sind vielfältig. Carter gibt in seinem Buch dazu Anleitungen, quasi Übungsanweisungen, wie man zunächst in der eigenen Familie beginnen kann, konfliktfähig zu werden, Frieden im Gespräch zu üben, um dann im Freundeskreis, in der Schule, in der Gemeinde, der Stadt, dem Land, politisch verantwortlich und aktiv mitzuarbeiten.

Gegen Ende des zweiten Jahrtausends,

wenn dem Bemühen um eine bessere Welt in weiten Teilen einer unkritischen Jugendkultur kein Platz mehr eingeräumt wird und Anpassung bzw. nahtloses Übergleiten in die Konsum- und Dienstleistungsgesellschaft zu erklärten bzw. geliebten Zielen werden, wo mehrere hunderttausend Technofans ganze Straßenzüge in Berlin in eine Freilichtdisco verwandeln, geht es, wie man den Äußerungen einiger Teilnehmer entnehmen konnte, erklärtermaßen nicht um kritische Auseinandersetzung mit der Welt der Erwachsenen, gar um Eingreifen in bestehende Verhältnisse oder um weltentrücktes »make love not war«, sondern schlicht und einfach um Pflege des Egoismus in passiver Entrückung. Es geht ausschließlich um die eigene Person, den eigenen »fun«. Das Ganze nennt sich dann zynischerweise »love parade«.

Carter stellt ruhig und sicher seine Vision einer besseren Welt vor, ruft auf zu Engagement füreinander, für soziales Denken und Handeln, aktive Mitgestaltung der Welt mit friedlichen Mitteln, getragen von Hoffnung und Optimismus. Elie Wiesel nannte Carter einen der größten Friedensstifter mit einer mächtigen Vision. Dieses Buch gibt eindrücklich davon Zeugnis. Hier lernen wir Carter als Vertreter eines Weltbürgertums kennen, der nicht gemüthlich-phrasenhaft, sondern in mutigem lokalen Handeln im Bewußtsein globaler Bedeutung des eigenen Tuns einen sinnvollen und machbaren Beitrag zum Weltgeschehen beschreibt, vorlebt und anmahnt.

Als Englischlehrer möchte ich noch anmerken, daß sich die Originalausgabe ganz oder auszugsweise hervorragend für den Unterricht eignet, dies sowohl als Textgrundlage als auch ergänzend zu verschiedenen Themenbereichen.

Harald Kiczka

Leben mit Autismus

Susanne Schäfer: Sterne, Äpfel und rundes Glas. Mein Leben mit Autismus. 256 S., geb. DM 34,-. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1998

In den letzten Jahren gab es einen regelrechten Boom von Veröffentlichungen über Autismus. In dieser Flut kann man leicht die Autobiographie von Susanne Schäfer übersehen. Wer dieses Buch liest, wird es jedoch kaum wieder aus der Hand legen können.

Hier begegnet man einem Menschen, der sich mit nicht erkanntem Autismus in der »normalen« Welt durchkämpft, sein Abitur irgendwie bewältigt und seinen Platz im Berufsleben findet. Erst Mitte zwanzig stellt sich Susanne Schäfer die Frage, ob ihre Probleme mit Autismus zu tun haben könnten, und sie reist heimlich unter abenteuerlichen Umständen zu dem Spezialisten Prof. Gillberg in Göteborg. Die Diagnose ist eindeutig: Autismus mit Asperger Syndrom (die Betroffenen weisen eine normale Intelligenz und gut entwickelte Sprache auf). Auf Anraten des Arztes beginnt sie ihre außergewöhnlichen Lebenserfahrungen aufzuschreiben. Sie möchte zum Verständnis für die Menschen beitragen, die unter ähnlichen Umständen wie sie leben müssen.

Mit dem Niederschreiben fragt sie sich, wie sie dem Leser etwas aus ihrer Welt vermitteln soll. Sie selbst kann sich, durch ihr Krankheitsbild bedingt, nicht in die Vorstellungen anderer hineinversetzen. Wie soll sie da wissen, was andere interessiert? Es gelingt ihr jedoch verblüffend gut, in frischer Art sachlich-nüchtern dem Leser eine Tür in *ihre* Lebenswelt zu öffnen. Dank ihrer Diagnose kann sie nun zu sich stehen und muß ihr »wahres Ich« nicht mehr verbergen. Wie mußte sie als

Kind aushalten, daß sie ständig als Sonderling verspottet und von den Lehrern für ihre Defizite kritisiert und bestraft wurde.

Immer wieder versucht die Autorin ihrer Umwelt zuliebe, ihre sozialen Unfähigkeiten zu überwinden, sucht auf dem Schulhof auf ihre Weise Kontakt zu den schwatzenden Mitschülern, merkt, wie sie ausgeschlossen wird, und versteckt sich in den Pausen dann wieder im Gebüsch. Im Berufsleben ergreift sie vorübergehend die Initiative, in Vereine einzutreten, und geht sogar für ein Soziales Jahr nach Norwegen; wird sie dort vielleicht »ihr Volk« treffen? Ihr Fazit: »Ich bin überall ein Ausländer, nicht zuletzt in Deutschland.«

Neben vielen verletzenden Begegnungen trifft sie immer wieder einfühlsame Menschen, die ihr treu zur Seite stehen. In der Begegnung mit so extremen Persönlichkeiten scheiden sich eben die Geister.

Woran scheitern all ihre Versuche, wie ein »normaler« Mensch zu sein? Zum einen nimmt sie die Sinneswelt viel differenzierter wahr: »Ich höre viel zu empfindlich, kann jedoch kaum sagen, wie nahe ein Geräusch ist und aus welcher Richtung es kommt.« Zu viele Eindrücke bleiben detailhaft und können nicht oder nur unter stärkster Konzentration zu einem Ganzen verbunden werden. So kommen ihre Reaktionen oft zu spät. Susanne Schäfer schildert, daß sie nicht aus Menschenscheu den Blickkontakt meidet: »Wenn ich den Leuten in die Augen sehe, höre ich nicht, was sie sagen.«

In welcher Anspannung lebt ein Mensch, der Mimik, Gestik, metaphorreiche Sprache, Witz und Ironie nicht versteht und deshalb veräppelt wird? Weil sie soziale Regeln nicht überschaut, muß sie sich oft anhören, sie »träte ins Fettnäpfchen«. Diese Behauptung verwirrt sie völlig. Denn sie kennt doch nur das kleine

Döschen Pflegefett für ihre Blockflöte, und das ist viel zu winzig zum Reintreten.

»Ich dachte immer, was reden die Leute für einen Blödsinn?« Unvorhergesehene Situationen verursachen schnell inneres Chaos, und darum schafft sie sich ihre geordnete Welt mit einem minutiösen Stundenplan. Wie kann ein Mensch in der Welt überhaupt richtig Fuß fassen, wenn der Schlaf-Wach-Rhythmus nicht stimmt, die Nacht nach einem Kurzschlaf zum Tag wird und man tagsüber ständig unter Schläfrigkeit leidet.

Woher bezieht der »Fremdling« Susanne eigentlich die Kraft, an dem Druck ihrer »normalen« Umwelt nicht zu zerbrechen? Ein geistiger Quell sind ihre nächtlichen Erlebnisse unter den Sternen. »Ich fühlte mich nur am Sternenhimmel, wo ich alles gut kannte, wo Ordnung und alles berechenbar war, zu Hause. Die Sterne waren meine Freunde; sie brauchten keine Worte, und sie bedrohten mich auch nicht.«

Ihre Freude an runden, glänzenden Glaskugeln gibt den Ausschlag, Feinoptikerin zu werden. Nach Zeiten schweren Mobbings findet sie in der Fabrik ihren Platz. Ihr besonderes Detailsehen macht sie zu einer Spezialistin in der Linsenzentrierung.

Neben Äpfeln, ihren fundierten astronomischen Kenntnissen und Blutspenden gilt ihre große Liebe den Glaslinsen. Menschen wie Susanne sind alles andere als bürgerlich. Unbeeinflussbar von Modetrends oder Werbesystemen, schaffen sie sich ihre eigene Welt. Susanne Schäfer ist ein ganz besonderer Mensch mit viel innerer Kraft, unkonventionell und mutig. Trotz ihrer leidvollen Auseinandersetzung mit ihrem Anderssein strömt aus ihren Darstellungen geistiger Schwung, Humor und Freiheit. Oder gerade deshalb?

Ihre Geschichte ist noch nicht zu Ende. Die schweren Schlafrythmusstörungen

werden diagnostiziert und behandelt. Eine neue Welt tut sich ihr auf. Mehr in: Susanne Schäfer: Die »Schlafkrankheit« Narkolepsie. Ein Erfahrungsbericht über Lachschlag, Schrecklähmung und Pennen in Pappkartons. (Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1998) *Sabine Brües*

Neue Literatur

Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart

Martin Basfeld: Wärme: Ur-Materie und Ich-Leib. Beiträge zur Anthropologie und Kosmologie. Edition Hardenberg. 222 S., kart. DM 48,-

Wolfgang Jung: Das Lernen lieben. Filmcassette, Länge 75 Min., DM 39,95. [Es handelt sich um einen Film über Waldorfpädagogik, in Schulen gedreht.]

Michael Kalwa: Die Konferenz in der Waldorfschule. Anregungen zu einer bewußten Gesprächsführung. (Menschenkunde und Erziehung, Bd. 65, Schriften der Pädagogischen Forschungsstelle beim Bund der Freien Waldorfschulen.) 116 S., kart. DM 29,-

Rudolf Kischnick/Wil van Haren: Der Plumpsack geht rum! Kreis- und Bewegungsspiele für Kinder und Jugendliche. 300 S., mit zahlr. Abb., geb. DM 42,-

Georg Kühlewind: Aufmerksamkeit und Hingabe. Die Wissenschaft des Ich. 110 S., kart. DM 28,-

Peter Lipps: Temperamente und Pädagogik. Eine Darstellung für den Unterricht an der Waldorfschule. 477 S., geb. DM 68,-

Maria J. Krück von Poturzyn: Das Mädchen Jeanne d'Arc. Roman. 290 S., kart. DM 19,80

Bruno Sandkühler: Alanus ab Insulis. Predigten zum Jahreslauf. Hrsg. Lateinisch – Deutsch. (Beiträge zur Bewußtseinsgeschichte, Band 16, Edition Hardenberg.) 173 S., kart. DM 28,-

Hartwig Schiller: Da ist jemand in dir, den ich kenne. Die Idee von Reinkarnation und Karma in der Pädagogik. 243 S., geb. DM 39,-

Rudolf Steiner: Die praktische Ausbildung des Denkers. Drei Vorträge. Mit einer vergleichenden Betrachtung von Walter Kugler. 102 S., kart. DM 16,-

Der Fischerssohn, der Rappe und der Schimmel. Ein deutsches Märchen mit Bildern von Bettina Stietenron. 30 S., geb. DM 29,80

Verlag Urachhaus, Stuttgart

Abbing & van Cleeff: Yacca-Fieber. 186 S., geb. DM 26,-

Friedrich Benesch: Ostern. Passion – Tod – Auferstehung. Reihe phoenix Band 8. 129 S., geb. DM 26,-

Hans Hagen: Jubelinchen und ihre Oma. Mit Zeichnungen von Philip Hopman. 132 S., geb. DM 24,80

Theodor Hetzer: Zur Geschichte des Bildes von der Antike bis Cézanne. 513 S., geb. DM 98,-

Wilhelm Hoerner: Der Kampf um das bewegliche Osterfest. Dokumente einer dramatischen Auseinandersetzung. 200 S., kart. DM 36,-

Ninetta Sombart (Meditationsbilder)/Volker Harlan (Text): Leiden – Tod – Auferstehen. Mappe mit Textheft im Format 30 x 31,5 cm, DM 38,-

Manfred van Doorn: Universal Man. Urmotive der menschlichen Biographie. 302 S., kart. DM 44,-

Andere Verlage

Marita Bergsson/Heide Luckfiel: Umgang mit »schwierigen« Kindern. Auffälliges Verhalten – Förderpläne – Handlungskonzepte. 120 S., Pb. DM 19,80. Cornelsen Verlag Scriptor, Berlin

Karl-Martin Dietz: Dialog – Die Kunst der Zusammenarbeit. 132 S., kart. DM 32,-. Menon Verlag und Buchhandlung GmbH, Heidelberg.

Felicitas Vogt: Drogensucht – Weckruf unserer Zeit. (Beiträge für eine bewußte Lebensführung in Gesundheit und Krankheit, Nr. 160). 30 S., geb. DM 5,-. Verein für Anthroposophisches Heilwesen e. V., Johannes-Kepler-Str. 56, 75378 Bad Liebenzell-Unterlengenhardt.